

«Homeoffice kurbelt Konsum in Kleinstädten an»

Corona als ökonomische Chance Wirtschaftsgeografin Heike Mayer hat eine gute Nachricht für Städte wie Thun: Sie profitieren von der Pandemie, weil ihre Arbeitskräfte weniger wegpöndeln.

Stefan von Bergen

Gemeinden und Firmen beklagen Einbussen in der Pandemie. Sie aber betrachten diese gerade für regionale Zentren als wirtschaftliche Chance. Das müssen Sie erklären, Frau Mayer.

Lange haben die grossen Städte viel Wirtschaftskraft und damit Pendlerinnen und Pendler angezogen. Sie sind Magnete, auch für kleinere Städte im Umland. Für Thun etwa ist Bern das Zentrum. Weil viele über Corona hinaus an etwa zwei Tagen im Homeoffice weiterarbeiten dürften, bleiben Arbeitende nun vermehrt zu Hause. Sie kaufen öfter daheim ein, gehen dort ins Fitness oder ins Café. Die Wirtschaftskraft, die sonst in die grossen Städte abfließt, bleibt so teilweise am Wohnort.

Wurde diese dezentrale Wirtschaftsdynamik durch Corona ausgelöst?

Unsere Analyse der Schweizer Kleinstädte begann schon 2017. Kleine Städte, die gewisse Firmen beherbergen und innovativ sind, konnten bereits vor 2020 Arbeitskräfte bewahren oder neu anziehen. Corona und Homeoffice flexibilisieren nun die Arbeitswelt zusätzlich. Man zieht gar an einen neuen, weiter entfernten Ort, weil man weniger pendeln muss. In der grossen Stadt kann man sich vielleicht ein Haus oder eine Wohnung nicht leisten, in Burgdorf oder Langenthal aber schon.

Sie wohnen in Thun und haben dort über ökonomische Chancen der Landstädte referiert. Stadtpräsident Raphael Lanz war sehr angetan. Haben Sie ihm goldene Aussichten versprochen?

Goldene Aussichten nicht gerade. Ich versuche Thun eher wachzurütteln. Es muss sich überlegen, wie es seine lokale Wirtschaft, seine residentielle Ökonomie stärken kann. Damit Pendlerinnen und Pendler, die nun nicht mehr täglich nach Bern fahren, vor Ort ihre Bedürfnisse befriedigen können. Die Standortförderung sollte nicht nur die Ansiedlung neuer Unternehmen, sondern auch die Lebensqualität und das lokale Angebot im Auge haben.

Was ist eine residentielle Ökonomie?

Wir unterscheiden bei unserer Analyse der Schweizer Kleinstädte verschiedene Wirtschaftsklustern. Es gibt Städte wie Biel, die mit einer Exportökonomie Waren produzieren und in die Welt verkaufen. Dort treibt etwa der Swatch-Konzern mit seinen Löhnen die lokale Nachfrage an. Andererseits gibt es aber auch die Wirtschaft vor Ort – den Einzelhandel, die Gastronomie –, die die lokale Nachfrage der Leute bedient, die im Ort residieren.

Ist es für eine residentielle Ökonomie schwieriger, zu wachsen, als für Exportstädte?

Man sagt gern, dass der Export den lokalen Markt antreibt. Der Export ist aber auch dem Auf und Ab des Weltmarkts ausgesetzt und erlebt Krisen. Weil Schwei-



«Ich will Thun wachrütteln», sagt Wirtschaftsgeografin Heike Mayer über ihren Wohnort. Die Stadt müsse die Bedürfnisse ihrer daheimbleibenden Pendler befriedigen. Foto: Nicole Philipp

zerinnen und Schweizer sehr mobil sind, kann umgekehrt auch eine residentielle Ökonomie mehr Wertschöpfung erzielen. Gerade durch Besucherinnen oder Touristen, wie sie zum Beispiel gern nach Thun kommen.

Wie definieren Sie die anderen Berner Landstädte?

Burgdorf und Langenthal sind nach unserer Analyse durch Unternehmen wie Ypsomed High-techstädte. Die Innovation ist dort ein wirtschaftlicher Treiber. Lyss und Ostermundigen sind Lowtechstädte mit Gewerbe. Weil ihre Bevölkerung rasch wächst,

«Die strukturelle Veränderung der Arbeitswelt ist ein Megatrend, der sich schon vor der Pandemie ankündigte.»

Heike Mayer
Wirtschaftsprofessorin
Uni Bern

entwickelt sich auch ihre residentielle Ökonomie ziemlich dynamisch.

Was muss die Stadt Thun nun tun, damit die Einwohnerinnen und Einwohner dort mehr Geld ausgeben?

In Thun muss man sich überlegen: Was haben die Leute für Bedürfnisse? Wann wollen sie diese decken? Am Abend, am Morgen? An den Tagen, an denen sie wegpöndeln, muss man sie dazu bringen, noch schnell in Thun zu konsumieren, statt in Bern einzukaufen. Braucht es dafür Marktstände auf dem Bahnhofplatz statt auf dem Rathausplatz? Coiffeursalons im Bahnhofgebäude?

Auf Thuns Bahnhofplatz muss man zahllosen Autobussen ausweichen. Müsste man ihn anders gestalten?

Jedenfalls sollte der Platz nicht nur eine Drehscheibe der Mobilität sein. Thun will das ganze SBB-Areal zwischen Gleisen und der Schiffsanlegestelle entwickeln. Im dort geplanten neuen Quartier müsste es nicht nur Wohnungen und in den Erdgeschoss nicht nur Büros geben.

Es braucht eine Verdichtung und eine Diversität der Nutzung, einen Mix mit Läden, Gastronomie, Treffpunkten, Fitness, vielleicht auch Co-Working-Spaces.

Wirkt Verdichtung nicht eher abschreckend? Wenn man im Homeoffice sitzt, will man ja nicht an die nächste Hausfassade blicken.

Ich stelle die bauliche Verdichtung nicht infrage. Es ist ein Gebot der Stunde, die Menschen auf dem gegebenen Raum unterzubringen. Ich betrachte die Verdichtung aber eher aus einer wirtschaftlichen Perspektive. Sie bringt in der Stadt unterschiedliche Menschen miteinander in Kontakt. So entsteht Innovation. Betriebe haben mehr Kunden. Verdichtung bringt ökonomischen Nutzen, man muss sie positiv sehen, als etwas Vitales.

Müssen Städte wie Thun ihre Zentren neu und urbaner denken?

Ja. Sie müssen sich vor allem als multizentrisch verstehen. Es geht nicht nur darum, das Stadtzentrum und den Bahnhofplatz zu stärken. Wenn Menschen im Homeoffice sitzen, wollen sie

auch im Wohnquartier sozialen Austausch, einkaufen und Kaffee trinken.

Sie nennen Rezepte, die die rot-grün regierten Städte in Fussgängerzonen umsetzen. Fällt das kleineren Städten schwerer, weil sie autofreundlich und bürgerlich registriert sind?

Ich glaube nicht. Wertschöpfung zu fördern, sollte im Interesse aller sein, unabhängig von der politischen Couleur. Wenn man Orte vielfältiger und dezentraler denkt, reduziert man auch den Autoverkehr. Aber es stimmt schon, man muss die Lebensqua-

«Wie bringt man Pendlerinnen und Pendler dazu, noch schnell in Thun statt in Bern einzukaufen?»

Heike Mayer
Wirtschaftsprofessorin
Uni Bern

lität verstärkt als Wirtschaftsfaktor begreifen.

Müssen Städte wie Thun nun fast wünschen, dass die Homeoffice-Pflicht verlängert wird?

Ich selber bin nicht für eine Homeoffice-Pflicht, doch wie viele andere habe ich es langsam satt, nur zu Hause zu arbeiten. Ich glaube aber, dass wir in Zukunft freier wählen können, wann und wie oft wir im Homeoffice sind. Ich habe dann mehr Zeit, weil ich nicht eine Stunde lang nach Bern und zurück pendeln muss. Dieser Zeitgewinn kommt auch meinem Wohnort zugute.

Kann man nach knapp zwei Jahren Pandemie wirklich schon sagen, dass wir in Zukunft weniger pendeln werden?

Die strukturelle Veränderung der Arbeitswelt ist ein Megatrend, der sich schon vor der Pandemie ankündigte. Arbeitgeber wie die SBB oder die Post schufen Grossraumbüros, propagierten das mobile Büro. In der Pandemie haben nun ganz viele die technischen Möglichkeiten erhalten

Zur Person: Heike Mayer

Seit 2009 ist Heike Mayer (49) Professorin für Wirtschaftsgeografie an der Universität Bern. Aufgewachsen ist sie bei Stuttgart, sie studierte an der Uni Konstanz und der Portland State University in den USA. Zu ihren Spezialgebieten gehört die Wirtschaft von Hauptstädten und Politzentren wie Bern oder die ökonomische Entwicklung von Kleinstädten. Heike Mayer ist an der Uni Bern überdies stellvertretende Direktorin des fächerübergreifenden Center for Regional Economic Development. Sie präsidiert auch den Rat für Raumordnung, der den Bundesrat berät. Mayer wohnt mit ihrer Familie in Thun. (svb)

und die Fähigkeit erworben, sich flexibler zu organisieren.

Wenn nicht mehr täglich in die grossen Städte gependelt wird, muss man dann deren Rolle als Wirtschaftsmotoren überdenken?

Da bin ich skeptisch. Die kleinen Städte haben in der Schweiz immer schon eine wichtige Rolle gespielt. Die Schweiz kennt ja keine Riesenstädte, sondern hat ein Netz, ein System von kleinen und mittelgrossen Städten. Dennoch können diese den grossen Städten nicht das Wasser reichen. Zürich, Basel, die Genferseestädte, aber auch die Politzentrale Bern haben Ausstrahlungskraft und vernetzen unser Land mit dem Ausland. Auch in der Pandemie bleiben sie die Wirtschaftsmotoren.

Wenn Arbeitskräfte weniger pendeln, lässt in den Zentren die Wirtschaftsleistung nach. Die SVP findet, grosse Städte sollten deshalb weniger Geld für die Abgeltung ihrer Zentrumslasten erhalten. Was halten Sie davon?

Wenig. Es mag sein, dass die Pendlerinnen und Pendler in den grossen Städten etwas weniger Geld ausgeben. Der Arbeitsplatz, die Entscheidungsgewalt und die ganze Organisation der Unternehmen bleiben aber dennoch in den grossen Städten.

Die Grossraumbüros der Bundesverwaltung in Bern sind aber halb leer. Selbst die Chefs mit der Entscheidungsgewalt arbeiten derzeit zu Hause im Homeoffice.

Dass ich meinen Job überhaupt habe, wird aber in Bern entschieden, nicht bei mir zu Hause in Thun. Ich kann nicht allein in meinem Schlafzimmer einen Betrieb schmeissen, ich hänge von dessen Netzwerk in den Zentren ab. Es wäre ein Trugschluss, die Wirtschaft in der Corona-Zeit allzu individualisiert zu denken. Sie ist mehr als ein Homeoffice, sie besteht aus Wertschöpfungsketten, Partnerbeziehungen, IT-Systemen. Auch in der Pandemie fallen die Hauptkosten in den Zentren an.

Hilft es dem ganzen Kanton, wenn die eher steuerschwachen Kleinstädte ökonomisch gestärkt werden?

Das ist jedenfalls eine Überlegung in der Regionalpolitik. 2008 hat man vor allem Projekte in der Exportindustrie gefördert. Heute müssen wir schauen, dass die kleinen Städte ohne Exportwirtschaft nicht den Anschluss verlieren. Das ökonomische Gefälle zwischen den Regionen ist grösser geworden, nicht nur zwischen dem ländlichen Raum und Zürich, sondern auch zwischen Thun und Bern, Guttannen und Interlaken.

Was können wir dagegen tun?

Wir müssen auch in peripheren, kleineren Orten zentrale Funktionen bewahren können. Jeder Verlust von Versorgungsfunktionen trifft ins Mark. Er zeigt: An so einem Ort gibt es keine Zukunft mehr, hier will man nicht mehr bleiben und nicht mehr investieren.